

27

»Wie komme ich hier raus?« ist ein Buch über das Aufwachsen in der Provinz. Kolja Mensing erzählt vom aufgeräumten Leben in der Einfamilienhaus-Siedlung, von Flatrate-Partys im Dorfgemeinschaftshaus und tristen Nachmittagen in der Fußgängerzone, zwischen Jeans Shop, Sonnenstudio und Fielmann. Viele Wege führen aus dieser Welt heraus: Autobahnen, Eisenbahnschienen oder ein Flug mit der Billig-Airline. Doch am Ende landet man auch in Berlin, New York oder Tokyo immer wieder dort, wo man hergekommen ist: »Einst ging man in die Stadt, um der Provinz zu entkommen. Aber wohin soll man gehen, wenn überall Provinz ist?« Dies ist eine komplett überarbeitete Neuauflage des 2003 erstmals erschienenen Buches.

Kolja Mensing wurde 1971 in Oldenburg geboren. Er lebt in Berlin und arbeitet als freier Literaturkritiker für FAZ, taz, Tagesspiegel und Deutschlandradio Kultur. Zusammen mit Florian Thalhafer hat er die interaktiven Dokumentarfilme [13. Stock] (Verbrecher Verlag) und [13. Shop] (Mairisch Verlag) veröffentlicht. Im Verbrecher Verlag erschien 2007 darüber hinaus sein vielgelobter Erzählband Minibar. [www.koljamensing.de](http://www.koljamensing.de)

**KOLJA MENSING**

# **WIE KOMME ICH HIER RAUS?**

**AUFWACHSEN IN DER PROVINZ**

**VERBRECHER VERLAG**

Für Kirsten (Stadtkind)

Erste Auflage  
Verbrecher Verlag Berlin 2009  
[www.verbrecherei.de](http://www.verbrecherei.de)

© Verbrecher Verlag  
Einbandentwurf: Sarah Lamparter  
Satz: Christian Walter  
Lektorat: Konrad Krämer

ISBN: 978-3-940426-32-1

Printed in Germany

Der Verlag dankt Lili Werner, Silvia Laube und Vincent Exner.

*Wir haben gehalten  
In der langweiligsten Landschaft der Welt.  
Wir haben uns unterhalten  
Und festgestellt, dass es uns hier gefällt.*

Tocotronic: »Let There Be Rock«



## ORTSWECHSEL

Sie hatten sich in einem Café in einer Seitenstraße des Piccadilly Circus verabredet. Michael besuchte einen Freund, der in London lebte, und weil Steffi gerade ein Praktikum bei einer Consulting Agentur in der Stadt machte, hatte er sie angerufen. Sie hatte das Café ausgesucht.

»Hübsch«, sagte Michael.

»Du musst lange suchen, wenn du in London guten Kaffee trinken willst«, sagte Steffi.

Das Praktikum gefiel ihr. Sie erzählten sich, was seit ihrer letzten Begegnung in Berlin vor einem halben Jahr passiert war, und redeten über einige gemeinsame Bekannte von früher. Dann bestellten sie noch zwei Latte macchiato und begannen mit dem Spiel, das sie jedes Mal spielten, wenn sie sich trafen.

Steffi eröffnete: »Ein paar Wochen London, und ich habe das Gefühl, ich bin schon ewig hier.«

»Willst du bleiben?«

»Warum nicht? Wenn sie mich in der Firma länger wollen ...«

Michael nickte. Das Spiel hieß »Ortswechsel«, und es ging darum, sich gegenseitig davon zu überzeugen,

dass man mit dem Leben in der Provinz endgültig abgeschlossen hatte. Manchmal gewann Steffi, manchmal Michael. Diesmal sah es für ihn nicht so gut aus.

»Ich habe das Gefühl«, sagte Steffi und streute vorsichtig Zucker in ihren Kaffee, »dass ich mit jedem Umzug unendlich viel Ballast verliere.«

Michael sagte nichts. Steffi rührte in ihrem Kaffee.

»Ich habe es gestern mal nachgezählt«, fuhr sie fort. »Es ist inzwischen das sechste Mal, dass ich umziehe.«

Eins zu null. Michael war erst dreimal umgezogen, seit er vor einigen Jahren die Kleinstadt verlassen hatte, in der Steffi und er zusammen zur Schule gegangen waren. Der Punkt ging an sie. Kurz überlegte er, die Gültigkeit ihrer Praktika anzufechten, von denen schließlich keines länger als zwei Monate gedauert hatte. Dann versuchte er, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben: »Und zu Hause?«

Ein ehemaliger Mitschüler hatte geheiratet. Steffi verzog das Gesicht: »So richtig, mit Nachbarn und Verwandten. Könntest du dir das vorstellen?«

»Gott sei Dank hat er uns nicht eingeladen.«

»Ich wäre ja eh in London gewesen«, sagte Steffi.

Noch ein Punkt für sie. Aber Michael hatte Glück.

Steffi sagte: »Wahrscheinlich läuft man den beiden ja Weihnachten über den Weg.«

»Ich fahre dieses Jahr nicht nach Hause«, sagte Michael. »Wir sind in Italien, bei den Eltern meiner Freundin.«

»Cool«, sagte Steffi, und für einen Moment hätte

man meinen können, dass sie sich ärgerte. »Was macht denn deine Freundin?«

Zwei zu eins. Michael holte auf. Weihnachten nicht nach Hause zu fahren wog mindestens so viel wie zwei Umzüge, denn Weihnachten fuhr jeder nach Hause. Steffi schien zu ahnen, dass sie ihren Vorsprung nicht länger verteidigen konnte. Sie winkte dem Kellner.

»Ich muss dann. Ich bin noch mit ein paar von den Leuten aus dem Office verabredet«, sagte sie, während sie das Geld abzählte. »Ich ruf dich an. Deine alte Nummer hast du noch?«

Vor dem Fenster war es inzwischen dunkel geworden. Die Straßenbeleuchtung brannte, und direkt vor dem Café bremste ein Taxi scharf vor einem Zebrastreifen. Michael nickte missmutig. Natürlich hatte er seine alte Nummer noch. Das Spiel war vorbei. Drei zu eins.



## HEIMSPIEL

Es geht schneller als man denkt. Eine knappe Viertelstunde, nachdem der Intercity Express den Bahnhof verlassen hat, ist von Berlin nichts mehr zu sehen. Am Rand der Bahntrasse liegen leere Zigarettenschachteln und zusammengedrückte Blechdosen im Schneematsch, einzelne Häuser fliegen hinter den getönten Zugfenstern vorbei. Hier kennen wir uns aus. Wir können zwar keines der brandenburgischen Dörfer, die wir gerade mit 183 km/h Reisegeschwindigkeit durchqueren, beim Namen nennen. Aber trotzdem haben wir das Gefühl, mit dieser Landschaft mehr als mit jedem anderen Ort der Welt vertraut zu sein. Wir sind wieder dort, wo wir hergekommen sind. Wir sind mitten in der Provinz.

Eigentlich sollten wir gar nicht hier sein. »Fährst du dieses Jahr ...?« Natürlich nicht. Wir hatten in den letzten Wochen oft genug darüber geredet. Michael war nach Italien eingeladen worden. Kerstin hatte zu viel Arbeit, Jörg fühlte sich nicht weihnachtlich, Steffi hasste die überfüllten Züge. Das waren alles keine schlechten Ausreden, und Matthias hatte wie immer gar nicht erst den Hörer abgenommen.

Irgendwie haben wir es uns dann in letzter Minute

doch anders überlegt und fahren aus unterschiedlichen Richtungen zurück in unsere Kleinstadt. Im Grunde genommen ist es ja eine ganz romantische Vorstellung, selbst wenn man sich nicht mit dem Auto durch meterhohe Schneewehen kämpfen muss. »Driving home for Christmas ... get my feet on holy ground.« Chris Rea läuft in der Adventszeit dreimal am Tag im Radio.

Es gab eine Zeit, in der man sich leichter damit tat, heiligen Boden unter die Füße zu bekommen. Vor hundert Jahren war die Provinz noch ein segensreicher Landstrich, in dem einem all das zuteil wurde, was man in den modernen Großstädten vermisste. Natur. Frieden. Ruhe. Frische Luft. Heimatgefühle. Das war die Zeit der guten, alten Provinz: einer heilen Welt, einer idyllischen Landschaft aus Wäldern, Wiesen und Flüssen, in der malerische Dörfer und beschauliche Kleinstädte mit gepflegten Vorgärten lagen. Die Menschen hier waren ein bisschen rückständig, aber wenn man darüber hinweg sah, konnte man sich wohlfühlen.

Dann wurde die frische Luft muffig. In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg hatte ein Teil Deutschlands in den Dörfern und kleinen Städten noch einmal seinen Frieden gefunden. Doch es dauerte nicht lange, und die Provinz der Adenauer Republik geriet gerade deswegen unter Verdacht. Sie erschien als Rückzugsgebiet der ewig Gestrigen, als unheiliger Boden, auf dem die Kirche und ein paar alte Nazis ihre Felder be-

stellten. Es war Zeit für eine Kulturrevolution. Während man allerdings in den großen Städten lauthals über die Veränderung der Gesellschaft diskutierte und Pflastersteine warf, wurde der Rest des Landes zunächst beinahe unbemerkt umgepflügt.

Damals sagte man gerne, dass es eng sei in der Provinz. Die Generation unserer Eltern hat sich diesen Vorwurf zu Herzen genommen und dafür gesorgt, dass überall schön viel Platz geschaffen wurde. Alles wurde großzügig geplant: die Sportanlagen und Freibäder, die Autobahnen und Parkplätze, die Naturschutzgebiete und Landschaftsparks, die Neubaugebiete und Gewerbeflächen. Die Schulzentren wurden immer höher, die Jugendzentren bekamen immer bessere Ausstattungen, und die Einkaufszentren gingen in die Breite. Eine neue Provinz entstand, die sich selbst nun gerne »Region« nannte. Die Landschaft war nicht mehr idyllisch, aber dafür war sie auch nicht mehr von gestern.

Wir sind die Kinder dieser neuen Provinz. Wir haben gesehen, wie eine Umgehungsstraße nach der anderen gebaut wurde. Wir haben gelernt, dass man auf die Natur gut aufpassen muss. Wir haben uns erklären lassen, dass man mit dem Wort »Heimat« besser vorsichtig umgeht, um die bösen Geister der alten Provinz nicht zu wecken. Wir haben unsere Fahrräder vor den Garagentoren der Neubausiedlung abgestellt, auf die unsere Väter überall den gleichen roten Apfel gemalt haben, und wir haben gesehen, wie die Gartenzwerge

angefangen haben, ironisch mit den Augen zu zwinkern. Wir haben unsere Brillen in der Fußgängerzone bei Fielmann gekauft und unsere Hamburger bei McDonald's, und obwohl wir am Rand aufgewachsen sind, waren wir die ganze Zeit mittendrin – live dabei zuerst über Glasfaserleitungen und Satelliten, später dann über das Internet. Hier draußen war man nicht länger von der Welt abgeschnitten.

Das Handy klingelt. Jörg ist dran. Er langweilt sich schon seit zwei Tagen mit seinen Eltern: »Vielleicht hätte ich doch zu Hause bleiben sollen.« Zu Hause? Der Zug bremst ab. Langsam, ohne anzuhalten, fährt er durch eine kleine Stadt. Der Platz vor dem Bahnhof ist leer, überall wird gebaut. Die Diskothek im alten Güterschuppen heißt Mausefalle, und ein Plakat kündigt an, dass hier in einer guten Woche eine »Ü 30 Silvester Party« stattfinden werde, mit »Lebendem Büfett«, »Raucherfloor« und Drum'n'Bass-DJ. 20 Euro Eintritt.

Der Zug wird wieder schneller. Ein Chinarestaurant in Pagodenform rauscht vorbei, ein Landhandel mit verblasstem Schriftzug und ein Einkaufszentrum mit den bunten Reklamen von Schuhpark, McWash und Real. Das Gespräch wird unterbrochen. Provinz ist dort, wo es Funklöcher gibt.

Noch eine Autobahnbrücke, eine Bushaltestelle, dann lassen wir auch diese Stadt hinter uns. Die nächste wird genauso aussehen: mit modernen Reihenhäusern, deren Sonnenseite sich zur ICE-Trasse hin öff-

net, und alten Dorfgebäuden, die sich mit Eternitplatten gegen den kalten Wind des Fortschritts schützen. Die neue Provinz ist die hässlichste Landschaft der Welt. Es müsste schon eine ganze Menge Schnee fallen, damit es in einer dieser Kleinstädte wenigstens zu dieser Jahreszeit beschaulich wirkt.

Eigentlich könnte es uns egal sein. Schließlich sind wir nur zu Besuch hier. Das Schönste an der Provinz, in der wir aufgewachsen sind, ist, dass jede Menge Wege direkt aus ihr hinausführen: Autobahnen, Zugschienen und Datenleitungen. Wir müssen schließlich nicht mehr die Höfe unserer Eltern übernehmen. Als wir gehen wollten, hat niemand versucht, uns aufzuhalten. »Macht was draus« hieß: Macht was – da draußen.

Wir haben uns an jedem neuen Ort schnell eingelebt. Wir haben uns bemüht, die Provinz zu vergessen, und Anfang der neunziger Jahre in Berlin und anderswo erst einmal Großstadt gespielt. Matthias geht nicht mehr in Diskos, sondern in Clubs. Jörg hat seinen alten Passat verkauft, und wenn er es eilig hat, nimmt er jetzt den Flieger. Kerstin wohnt in einer Altbauwohnung im Prenzlauer Berg zur Miete und hat keine Ahnung, was sie mit dem Bausparvertrag anfangen soll, den ihre Eltern vor 20 Jahren für sie angelegt haben. Wir haben gelernt, dass man Espresso macchiato oder Chai Latte bestellt und dass Heimat kein böses Wort ist, wenn man es »homezone« schreibt. Wir haben Arbeit, Beziehungen und das Internet, um uns zu Hause

zu fühlen, und wenn wir doch einmal eine melancholische Anwandlung verspüren, erinnern wir uns lieber an die Fernsehsendungen unserer Kindheit als an die Landschaft, in der wir aufgewachsen sind.

Trotzdem setzen wir uns jedes Jahr Weihnachten wieder in den Zug und treten zum Heimspiel an. Mal sehen, wer diesmal gewinnt.